

Archiv
für
pathologische Anatomie und Physiologie
und für
klinische Medicin.

Bd. 155. (Fünfzehnte Folge Bd. V.) Hft. 1.

I.

Die Orthographie und Interpunction im Archiv.
Zur Verständigung für Leser und Mitarbeiter.

Von dem Herausgeber.

Das Archiv „für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin“ hat in seinem mehr als 50jährigen Bestehen manche grosse Veränderung, sowohl in der Wissenschaft, als in den Gewohnheiten der Menschen an sich vorübergehen lassen; nicht wenigen darunter hat es nachgegeben, anderen hat es widersprochen oder stillschweigend widerstanden. Unter diesen letzteren befinden sich Veränderungen in der Rechtschreibung und in der Interpunction, von denen ein nicht geringer Theil nicht berücksichtigt worden ist. So ist es geschehen, dass für manchen Anfänger und selbst für einzelne ältere Leser der Satz unserer Zeitschrift den Eindruck eines veralteten macht, und dass es schwer fällt, die Setzer zu einer gleichmässigen Methode zu bringen. Ich habe daher das Bedürfniss, mich über die Gründe meines Widerstreits vor meinen Mitarbeitern und Lesern zu rechtfertigen, und erstere zugleich zu ersuchen, in ihren Manuskripten sich unnöthiger Neuerungen zu enthalten. Nebenbei bin ich nicht ohne Hoffnung, dass meine Auseinandersetzungen auch über die Gebietsgrenzen des Archivs hinaus einige Wirkung

üben werden. Denn die Unzufriedenheit mit den Befehlen unserer Schulmonarchen macht sich in immer grösseren Kreisen erkennbar, und ich denke, dass auch das Unterrichts-Ministerium nicht immer durch schweigendes Festhalten an einmal gegebenen Vorschriften sich einer Revision derselben wird entziehen können.

Dieses Archiv beginnt mit dem vorliegenden Hefte seinen 155. Band. Seit jeher ist nach jedesmal 10 Bänden ein Namen- und Sachregister, nach je 50 Bänden desgleichen ein General-Register gegeben worden. Die Orthographie dieser Register ist selbstverständlich die traditionelle, wie sie auch in den Registern anderer Journale und namentlich der Jahresberichte herkömmlich war. Jeder, der einen Namen oder einen sachlichen Punkt aufsuchen wollte, war daher mit der grössten Leichtigkeit in der Lage, das betreffende Wort aufzufinden. Dies war für die deutschen Leser eine grosse Zeiterbsparniss und noch mehr eine unschätzbare Bürgschaft für das Auffinden des gesuchten Wortes, so lange als die Schreibart des Wortes die herkömmliche war. Mit der Veränderung der Schreibart hörte das auf: Zeitverlust und schliesslich Unauffindbarkeit des Wortes waren die unmittelbaren Folgen. Man vergegenwärtige sich nur die Lage eines Fremden, der unsere Sprache unvollkommen oder gar nicht beherrscht. Unsere eigene Erfahrung hat uns dazu geführt, bei der Lektüre fremdsprachiger Abhandlungen oder Mittheilungen in zweifelhaften Fällen Hülfe zu suchen in einem Wörterbuche. Aber auch die Wörterbücher sind in der „alten“ Orthographie abgefasst.

Und wer kann ahnen, eine wie veränderte Schreibart allein für diejenigen Buchstaben gefordert wird, die herkömmlich eine verschiedene Aussprache hatten. Ich erinnere an das *C*. Ein grosser Theil der Worte, in welchen dieser Buchstabe vorkommt, wurde so gelesen, wie wir den Buchstaben *C*, wo er für sich steht, aussprechen. Die Schulmonarchen haben gefunden, dass man dafür *Z* schreiben könnte. Ceder muss jetzt Zeder, Citrone muss Zitrone geschrieben werden. Aber Cedrus und Citrus stehen auch jetzt noch unter *C*, und man wird sie von da nicht entfernen können, so wenig als man Zehn (10) ohne Verwirrung in *cen* oder *cän*, und als man Ziehen in *cien* verwandeln könnte. Ein anderer Theil der Worte mit *C* wurde stets so gesprochen,

als ob ein *K* dastände. Dies war namentlich der Fall bei vielen Personen- und Ortsnamen. Viele von diesen sind seit Jahrhunderten mit *C* geschrieben worden und stehen unter dieser Letter in allen Lexicis. Trotzdem sind *Cöln*, *Cöslin*, *Crefeld* u. s. f. stets richtig ausgesprochen worden. Die alte *Colonia Agrippina* hat sich aber die Verwandlung in *Köln* gefallen lassen müssen, und selbst die Kaiserliche Postverwaltung, die so lange Widerstand geleistet hat, scheint sich endlich fügen zu wollen. Und weshalb? Das entscheidende Argument war schliesslich immer die Vereinfachung des Schulunterrichts und die Bequemlichkeit der Lehrer.

Dabei geht nicht bloss die Sicherheit der allgemeinen, namentlich der internationalen Verständigung, sondern auch der Sinn für historisches Empfinden verloren. Es lässt sich nicht bestreiten, dass das Herkommen durch vielerlei, vielleicht ungerechtfertigte Einwirkungen, namentlich durch die Gewohnheiten der lateinischen Schrift, in Bahnen gelenkt worden ist, die man ohne zu grosse Unbequemlichkeit verleiten kann. Wer den Personennamen *Carl* mit *K* schreiben will, darf sich darauf berufen, dass *Karl* ein ursprünglich deutsches Wort ist und dass die jetzt noch am meisten verbreitete Schreibart *Carl* aus dem Lateinischen (*Carolus*) entlehnt ist. Man wird sich über die jüngste Veränderung nur insofern beklagen können, als für den wirklichen Historiker in dem Nachsuchen von Urkunden erhebliche Hindernisse erwachsen können. Für ihn bedarf es sogar doppelter Wortverzeichnisse, wenn Namen aufgeführt werden, die ihr *K* erst durch eine Verordnung von gestern erhalten haben. Wie sonderbar in solchen Fällen, wo in kurzen Zwischenräumen erst der Name und dann die Schreibart geändert wird! Man denke nur an die ganz neue Bezeichnung der Stadt *Colmar* im Posenschen, die nach wenigen Jahren *Kolmar* wird geschrieben werden müssen.

Anders liegt die Sache bei solchen Worten, die ursprünglich griechisch waren und in denen das *K* von Lateinern oder lateinisch schreibenden Aerzten in *C* verwandelt wurde. Das Archiv hat seine Orthographie in solchen Fällen ohne Widerspruch geändert, zumal da es manche solche Worte schon von jeher im Sinne der griechischen Aussprache und zugleich ent-

sprechend der griechischen Herkunft geschrieben hat. Als Beispiele mögen *Klima*, *Klinik*, *klinisch*, *Kyphose*, *Stethoskop*, *Gynäkologie*, *praktisch* dienen. Aber was würde man dazu sagen, wenn man statt *Carcinom* schreiben sollte *Karzinom*? oder statt *Concretionen* *Konkrezionen*? Für die radikalen Wortstürmer werden meine Ausführungen wahrscheinlich wenig bedeuten, aber müssen wir ihren Wegen folgen? Das radicale Mittel würde eine Orthographie sein, welche möglich genau den Wortlaut beim Sprechen wiedergäbe. Solche Versuche sind wiederholt gemacht und z. B. in der schwedischen Orthographie ziemlich folgerichtig durchgeführt worden. Ein Capitän ist da Kapten. Man vergleiche nur ein schwedisches Buch; man wird dann leicht finden, dass, wie schon vorher angeführt, die Erleichterung im Schreiben eine Erschwerung im Verständniss erzeugt. Und am Ende ist doch das Verständniss die Hauptsache. Wollte man nur dem Wortlaut genügen, so würde man genöthigt sein, auch eine Reihe von technischen Namen, die *ch* enthalten, mit *k* zu schreiben. Man denke nur an *Cholera*, *Chlor*, *Chloral*, *Chlorosis*, *Chloroform*, *Chorda*, *Chorea*, oder gar an *Christenthum*, *Christus*, *Christian*. Ich meine, wir überlassen das einer späteren Generation und halten uns in den gebahnten Wegen.

In der That ist auch die Mehrzahl der wissenschaftlichen Schriftsteller in Deutschland auf diesen Wegen geblieben. Genau genommen hat nur eine Veränderung eine grosse Nachfolge gefunden: das ist die Vernichtung des *H*. Auch ich verkenne nicht, dass seit dem Mittelalter ein grosser Missbrauch mit dem Einschieben des *h* in viele Worte stattgefunden hat. Unsere Militär-Verwaltung hat noch bis in die neueste Zeit das *Lazarett* (vom italienischen *Lazaretto*) *Lazareth* geschrieben, obwohl ich schon vor Jahren auf diesen Barbarismus hingewiesen habe. Man darf aber nicht verlangen, dass das *h* überall da gestrichen werde, wo es nicht ausgesprochen wird. Gewiss verliert man wenig, wenn man *roth* ohne *h*, also *rot*, schreibt; das terminale *h* konnte nur den Sinn haben, die Sylbe zu verlängern, was man sonst durch eine Verdoppelung des *o* hätte erzielen müssen. Aber zwischen *roth* und *roh* ist doch ein recht grosser Unterschied; die Comparation des letzteren lautet *roh* *roher*, *rohester*, und selbst der gewöhnliche adjektivische Gebrauch

ergiebt: ein roher Mensch, rohe Gesellen. Darum ist es eine Roh—heit, zu schreiben „Roheit“.

Eine eigenthümliche Schwierigkeit ergiebt sich, wenn wir die vielen Fremdwörter, welche *th* enthalten, mit einfachem *t* schreiben wollten. Freilich ist der besondere Laut des *th* im Griechischen, Englischen und manchen nordischen Sprachen unserem Volke unbekannt. Wenn die Russen es vorgezogen haben, dieses fremdartige Zeichen durch *F* auszudrücken, so giebt es dafür im Deutschen kein Analogon. Viele unserer Landsleute behelfen sich dafür mit einem *s*, dessen Laut sich mit dem des ächten *th* nur zum kleinen Theil deckt. Sollen wir deshalb auf das *th*, welches so grosse etymologische Hülfe leistet, verzichten? Sollen wir für *Thee*, *Theorie*, *Therapie*, *Thermen*, *Thiere*, *Thromben*, *Thymus* schreiben *Te*, *Teorie*, *Terapie*, *Termen*, *Tiere*, *Tromben*, *Tymus*? Man sollte meinen, dass für die vulgäre Aussprache die Anwesenheit des geschriebenen *h* hinter dem *t* gleichgültig, jedenfalls nicht schädlich sei, während sie für das Verständniss des Lesenden grosse Wichtigkeit hat. Irgend welche Mühe kann es nicht machen, für die immerhin geringe Zahl von Worten, in denen *th* nach fremdländischem Vorgange vorkommt, die etymologisch richtige Schreibart zu lernen.

Viel grösser ist die Ro—heit, bei Fremdwörtern die Endsylben willkürlich so zu verändern, dass sie dem Genius der Sprache, in welche sie aufgenommen werden sollen, zu entsprechen scheinen. Das auffälligste Beispiel ist die Veränderung der griechischen Endsylbe ειδης in *ideus*. Man hält diese Umänderung, die in der wirklich lateinischen Sprache niemals stattgefunden hat, für eleganter, vielleicht auch nur für bequemer, aber man übersieht, dass dadurch eine wesentliche Aenderung in der Bedeutung eingeführt wird. Der Warzenfortsatz des Schläfenbeins ist von den alten Anatomen seiner Form nach mit der weiblichen Brustwarze verglichen worden; da letztere μαστὸς heisst, so nannte man ihn μαστεδόης, und wir bleiben genau in dieser Linie, wenn wir ihn lateinisch als *Processus mastoides* (i. e. *mamillaris*) bezeichnen. Aber an diesen Fortsatz setzt sich ein grosser und mächtiger Muskel an; dieser ist nichts weniger als warzenförmig, sondern er hat nur eine constante Beziehung zu dem warzenförmigen Fortsatz. Daher stammt der

Gebrauch, ihn, freilich ohne ein sprachliches Vorbild, *mastoideus* (*sternocleidomastoideus*) zu nennen.

Das ist eben so folgerichtig, als wenn wir Gefäße der Spinnewebenhaut am Gehirn (*ἀπαχυοειδῆς*) *Vena* oder *Arteria arachnoidea* nennen, obwohl sie selbst nichts Spinnengewebeartiges an sich haben. Dagegen wäre es unrichtig, wenn wir den Oberarmmuskel, welcher die Gestalt eines Δ hat, *deltoides* und nicht bloss *deltoides* nennen würden. Wem übrigens daran gelegen ist, die Endsyllben in einen mehr klassischen Laut zu bringen, der hat die Wahl, statt *ideus* zu sagen *idealis*. Für unsere Jugend wäre das wahrscheinlich zu lang, denn sie neigt vielmehr dahin, die Endsyllben zu verkürzen oder ganz zu schleifen. Das prägnante Beispiel dafür bietet der Giessbeckenknorpel (*cartilago arytaenoides*, von *ἀρταίνω*), den mancher heutige Laryngolog bloss Aryknorpel nennt.

Wenn im Allgemeinen in den Sprachverordnungen, die mit dem Namen des Herrn v. Putkammer verbunden zu werden pflegen, ein anerkennenswerthes Streben nach Vereinfachung, man kann auch wohl kurzweg sagen, nach Verkürzung sich geltend macht, so ist es um so mehr verwunderlich, dass mit einer Hartnäckigkeit, welche einer besseren Sache würdig wäre, in einer Beziehung eine unglaubliche Neigung zur Verlängerung zur Erscheinung kommt. Ich meine die Einschiebung eines *e* in fast alle Endsyllben der Verba, welche auf *iren* (nunmehr *ieren*) auslaufen. Die Schulmonarchen haben vielerlei Gründe dafür; ich will mit ihnen nicht in alle Einzelheiten eingehen. Aber ich kann dem Drange nicht widerstehen, meine abweichende Meinung zu sagen und den Versuch zu machen, meiner Opposition Stützen zu geben. Ich differire namentlich darin, dass ich es für falsch halte, eine einzige durchgreifende Regel für diese Endsyllbe vorzuschreiben. Mir scheint es ebenso falsch, alle solchen Zeitwörter mit *iren*, wie mit *ieren*, zu schreiben. Aber ich erkenne an, dass für gewisse Zeitwörter die eine, für andere die andere Schreibart richtiger ist.

Man muss für das Verständniss der traditionellen, wenngleich nicht immer consequent durchgeführten Verschiedenheit der Schreibart darauf zurückgehen, dass eine grosse Zahl dieser Zeitwörter auf fremdländischer Ueberlieferung beruht. Vorzugsweise

ist für die deutsche Literatur das Französische bestimmd gewesen, doch auch in hohem Maasse das Lateinische, zuweilen das Italienische, wobei natürlich die Gestaltung der romanischen Sprachen auf lateinischer Grundlage nicht zu übersehen ist. Machen wir das an einigen naheliegenden Beispielen deutlich: Das lateinische Wort *studere* ist das Wurzelwort für unseren „Studenten“, der auch im Italienischen so heisst, aber im Französischen ist dafür *étudier* und *étudiant* gesetzt worden, offenbar weil diesen Worten das Substantivum *Studium* zu Grunde liegt, wovon die Italiener *studiare* gebildet haben. Wer „studiren“ aus dem Lateinischen ableitet, der müsste meiner Meinung nach kein *e* einschieben; wer aber auf das Italienische oder Französische zurückgeht, der hat einen Grund, die getrennte Endsylbe *-iare* oder *-ier* mit der Verlängerung der deutschen Endung (studieren) wiederzugeben. Ebenso kann „copieren“ von *copia*, italienisch *copiare*, französisch *copier*, auf ein *e* Anspruch machen. Aber nicht der selbe Grund liegt vor, „probiren“ von *probare*, *prouver*, oder „regiren“, lateinisch *regere*, italienisch *reggere*, französisch *regner*, in gleicher Weise zu behandeln. Im Gegentheil, alle Zeitwörter, welche nur die einfache Verbalendigung, sei es nun lateinisch *are* oder *ere* oder *ire*, haben, sollten ohne *e*, einfach *iren* geschrieben werden. Das Bedürfniss, die Länge des Vocals durch ein zugesetztes *e* zu bezeichnen, ist ja selbst durch die Schulverordnungen nicht anerkannt: im Innern der Worte ist dieses *e* ebenso unbarmherzig gestrichen worden, wie das bislang zu gleichem Zweck angewandte *h*. Gerade in der hier in Frage stehenden Form ist das Bedürfniss des *e* nicht einmal durch die Gewohnheit *sanctionirt*; jedermann spricht das *i* in der Endsylbe *iren* ohnehin lang. Wenn man im vorigen Jahrhundert und zum Theil schon früher ein *e* eingeschoben hat, so hatte dasselbe, wie sonst das *h*, eben nur die Bedeutung eines Dehnungszeichens, und es sollte heutigen Tages füglich als veraltet gelten. Die Zahl der Zeitwörter, welche nach der Analogie von „studiren“ gebildet sind, ist, soviel ich sehe, nur klein, aber wenn es jemandem Vergnügen macht, bei ihnen das *ie* anzuwenden, so will ich ihm nicht entgegentreten. So wäre gegen „spazieren“ oder, wie man noch im vorigen Jahrhundert schrieb, „spatzieren“ (von *spatium*, lateinisch *spatiari*, italienisch *spaziare*) nichts einzuwenden. Nur

dagegen erhebe ich Einspruch, dass *spatiari* ein maassgebendes Muster für *declarare* u. s. w. sein soll. Entweder man muss das historische oder, wenn man will, das genetische Recht als Ausnahme zulassen und nur diejenigen Wörter mit *e* schreiben, welche ursprünglich eine zweisylbige Endung besassen, oder man muss, wenn man durchaus eine allgemeine Regel haben will, überall auf das dehnende *e* verzichten. Letzteres wäre für die Bequemlichkeit des Unterrichts und des Schreibens überhaupt bei Weitem vorzuziehen. Deshalb wird diese Schreibart für das Archiv, wie von jeher, auch ferner bevorzugt werden. —

Es möge für diesmal an diesen Ausführungen genügen. Sollten sie Widerspruch finden, so wird sich ja vielleicht Weiteres darüber sagen lassen. Im Interesse des Druckes unseres Archivs wünsche ich aber noch Einiges über die Interpunction (im weiteren Sinne des Wortes) zu sagen.

Zunächst ist zu bedauern, dass auch in Beziehung auf die Interpunction ein etwas wüster Gebrauch eingetreten ist. Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass die Anwendung des Komma immer mehr beschränkt wird. Ein Komma vor einem Relativsatz erscheint überflüssig; für einen Satz, der mit „sowie“ angeschlossen, oder einen Zusatz, der mit einem „beziehungsweise“ (bez.) oder „respective“ (resp.) angefügt wird, hält man eine sichtbare Trennung von dem vorhergehenden Wort nicht für nöthig. Wir haben bis jetzt im Archiv darauf gehalten, dass in solchen Fällen das Komma eingefügt wird. Ob sich das bei der Häufung der Defekte durchführen lassen wird, ist schwer vorherzusehen; es würde jedoch nicht schwer sein, wenn jeder Autor sich selbst die Aufgabe stellen würde, richtig zu interpungiren. Es kann wohl kein Zweifel darüber sein, dass die Interpunction nur den Zweck haben darf, die Verständlichkeit des Geschriebenen zu erhöhen. Soll das Geschriebene laut vorgelesen werden, so deutet die Interpunction dem Leser im Voraus an, wo er in der Rede eine kleine Pause machen soll. Derjenige, der weder laut liest, noch in freien Vorträgen redet, merkt wenig davon, welche Bedeutung diese kleinen Pausen haben. Sie vermehren für den Hörer das Verständnis des Gesprochenen und erleichtern namentlich das Eindringen in die feineren Einzelheiten desselben. Die wirkliche Kunst der Rede oder auch nur des gelesenen Vortrages

beruht ganz wesentlich auf der Einhaltung dieser Pausen. Aber auch der einfache Leser erlangt durch die Interpunction ein leichteres und schnelleres Verständniß des Zusammenhangs, in welchem die Theile eines Satzes oder auch ganze Sätze unter einander stehen. Ohne sie würde es selten gelingen, die Stimme je nach dem Inhalt der Sätze zur rechten Zeit zu heben oder zu senken.

Die ältesten Sprachdocumente enthalten bekanntlich keine eigentliche Interpunction. Das Bedürfniss hat sich erst allmählich geltend gemacht; mit der Befriedigung desselben ist das Verständniß schnell gewachsen, auch wohl erst möglich geworden. Sollen wir nun auf diesen Fortschritt wieder verzichten? So weit geht vielleicht niemand, aber mancher stellt sich doch so an, als sei die Beseitigung vieler Interpunctions-Zeichen eine Erleichterung für den Leser. Die verschiedenen Nationen haben in dieser Beziehung ein sehr verschiedenes Bedürfniss. Während man in Deutschland die Interpunctionen zum Theil bis über alle Maassen hinaus vermehrt hat, sind sie in Frankreich und England, überhaupt bei den redenden Nationen, verringert worden. Aber man hat doch nicht einen solchen Interpunctions - Sturm erregt, wie er jetzt in Deutschland wogt. Man höre nur einen französischen Redner, wie kunstvoll er die kleinen Pausen anbringt, und wie er namentlich lange Sätze zerlegt, um dem Hörer Zeit und Uebersicht für die Auffassung des Sinnes zu gewähren. Hat er sich gut vorbereitet, so kann er allenfalls auch ohne Interpunction auskommen, wie wenn er altes Hebräisch oder Assyrisch lesen würde; undankbar für die Interpunction wird er gewiss nicht sein. Denn ohne Interpunction könnte es sich leicht ereignen, dass er von einem Satze in den anderen, von einem Satztheil ohne Pause in einen anderen überginge. Wir besitzen in Deutschland nicht wenige Redner, die unmittelbar nach einem Schlusspunkt, ohne irgend eine Pause, ein „und“ aussprechen, zum Zeichen dass ihr Geist noch weiter arbeitet, auch selbst, wenn man zunächst nichts weiter davon merkt. So kann man auch in einer geschriebenen Rede mit dem Ende eines Satzes sofort den Anfang oder wenigstens das erste Wort des folgenden Satzes verknüpfen, sicherlich nicht zur Erleichterung des Verständnisses und zur Freude der Hörer.

Diese Neigung zur Vereinigung tritt am deutlichsten hervor in

der immer mehr zunehmenden Gewohnheit, mehrere Worte zu einem einzigen zusammenzuziehen. Unter den Naturwissenschaften ist es in erster Linie die Chemie, welche die zusammengesetzten Worte liebt. Nächstdem kommt gegenwärtig wohl die Medicin. Complicirte Worte, welche eine halbe Druckzeile lang sind, werden täglich häufiger, ja selbst noch längere kommen vor. Um diese Worte zu verstehen, dazu genügt einmaliges Lesen häufig nicht; man muss sie zuweilen mit lauter Stimme lesen, um herauszufinden, was gemeint ist, jedenfalls muss man sie mehrmals lesen. Und alle diese Unbequemlichkeiten nur, um die unerquickliche Verbindung zweier Worte zu einem einzigen zu erhalten oder um einen Verbindungs—Strich zu sparen! Man möge es daher dem Corrector des Archivs verzeihen, wenn er zuweilen diese Bandwürmer von Wörtern zerschneidet und einen Verbindungs-Strich hineinsetzt. Der Leser wird dadurch an Zeit und Klarheit gewinnen und die Autoren werden mit der Zeit lernen, ihren Lesern diese Hülfe selbst und in authentischer Form zu bieten.

Rudolf Virchow.
